

SALTZWEDEL
FINDERGLÜCK
ZU KLAMPEN

Reihe zu Klampen Essay
Herausgegeben von
Anne Hamilton

Johannes Saltzwedel,
Jahrgang 1962, studierte in
Tübingen und Oxford. Heute betreut
er kulturgeschichtliche Themen, Sach-
bücher und klassische Musik beim
SPIEGEL in Hamburg. Im Mittel-
punkt seiner privaten Interessen ste-
hen Goethe und die klassisch-romanti-
sche Geistesgeschichte (»Das Gesicht
der Welt. Physiognomisches Denken
in der Goethezeit«, 1993), die Antike
sowie Rudolf Borchardt und seine
Epoche. 2004 veröffentlichte er ein
ausführliches Register zu G.A. E. Bo-
gen's Standardwerk »Die großen Bi-
bliophilen«, 2009 edierte er die Mit-
schrift einer Vorlesung von Hermann
Diels über »Griechische
Philosophie«.

JOHANNES SALTZWEDEL

Finderglück

Mäßig unzeitgemäße
Betrachtungen

zu Klampen  Essay 2010

Inhalt

Ins Offene

Vom Ideal sprachlicher Bildung · 7

Abschied vom Sequentiellen

Notizen zur digitalen Vielfalt (1999) · 29

Vom Weltbild in der Goethezeit · 53

»Die Consequenz der Natur tröstet schön
über die Inconsequenz der Menschen«

Karl Ludwig von Knebel und Weimar · 73

Ein Billet Goethes vom 20. November 1797 · 101

Pünktlichkeit als geistige Lebensform

*Karl August Varnhagen von Ense und
die Bürde der Akribie* · 113

Archimedische Dichtung

Rudolf Borchardt und das Unzeitgemäße · 131

Mit fortgehenden Noten

*Anmerkungen über Sinn und Zukunft
des Kommentierens* · 163

Elementare Bibliophilie · 195

Nachweise · 213

Ins Offene

Vom Ideal sprachlicher Bildung

HABEN Sie schon einmal von einem Pensch gehört, ahnen Sie, was das ist? Die Antwort folgt sogleich – aber vorher zwei kleine wahre Geschichten.

Die erste spielt 1877 in Bingen am Rhein. Sie handelt von einem neunjährigen Jungen, der sich mit den Kameraden auf Dachböden und im Uferschilf ein Königreich ausdenkt. Der Regent im Rollenspiel ist natürlich er selbst, und um die Sache so richtig exklusiv zu machen, führt er in seinem imaginären Staat machthaberisch eine eigene Sprache namens »Imri« ein. Zwei Zeilen davon, nicht mehr, haben sich erhalten. Sie lauten: »co besoso pasoje ptoros/co es on hama pasoje boañ.« Die seltsam hispano-hellenisch klingenden Worte sind bis heute nicht enträtselt, denn ihr Erfinder, der spätere Dichter Stefan George, hat als echter Souverän im Reich von Laut und Sinn keinen Wink zu ihrer Deutung hinterlassen.

Auch in der zweiten Geschichte spielt ein Monarch die Hauptrolle. Am 10. Februar 1910 tritt im Hafen von Weymouth an der englischen Südküste eine farbenprächtige Gruppe orientalischer Würdenträger in Erscheinung: Der Kaiser von Abessinien und sein Gefolge wollen das Flaggschiff der britischen Heimatflotte besichtigen. Als an Bord der »Dread-

nought« ein Admiral Uniformen erklärt, stockt der Dolmetscher nach drei Wörtern kurz, doch dann fährt er wie befreit fort: »Tahli bussor ahbat tahl aesqu miss. Erraema, fleet use« – und der Negus erwidert huldvoll, vermutlich etwas wie »Ahmavir umque canoe«. Erst zwei Tage später melden Schlagzeilen, welchem Scherz die Marine der Weltmacht aufgefressen ist. Studenten aus Cambridge, braungeschminkt, in langen Gewändern, mit Turbanen und falschen Bärten ausgestattet, hatten sich einen riskanten Jux gemacht; mit dabei im kaiserlichen Gefolge war auch ein junges elegantes Wesen namens »Ras Mendax«, in Wahrheit Miss Virginia Stephen, aus der zwei Jahre später Mrs. Virginia Woolf werden sollte. Und geredet hatten die kecken Bildungsbürgerkinder, als ihre wenigen Brocken Kisuaheli erschöpft waren, vorzugsweise in antiken Versen, zum Beispiel aus dem vierten Buch von Vergils Aeneis, »Talibus orabat talisque miserrima fletus ...«, oder vom Anfang des Epos, »Arma virumque cano«.

Natürlich soll der Spaß mit den ehrwürdigen Versen nicht als Vorbild hingestellt werden. Aber er zeigt, wie auch Georges seltsames Privatidiom, daß Laute und Sprachklänge ungeahnte Eigenkräfte entwickeln können, wenn sie losgelassen sind. Sprachliches Handeln ist für den Menschen ein durchaus elementarer Vorgang. Auch der ominöse Pensch gehört in diese Kategorie – immerhin ist er eines der ganz wenigen, scheuen Reimwörter auf »Mensch«. Leider verbirgt sich letztlich etwas recht

Profanes dahinter, nämlich das unentbehrliche, zentrale Stück eines Lam-pensch-irms.

Zugegeben, die kleine Spielerei ist ziemlich angestaubt; ich habe sie schon als Kind von meinem Vater gehört, der ein Altphilologe ist, und heute wird sie im Internet hundertfach herumgereicht. Aber man spürt daran eben gut, worum es hier gehen soll: Sprache gliedert unsere Weltsicht; Sprache und Bildung gehören zusammen, sie bedingen und fördern einander; von der spielerischen Lust an der Offenheit lautlicher Möglichkeiten und der Neugier auf Bedeutung über die Freude am treffenden Ausdruck und das Horten eines Wortschatzes bis hin zum Bewußtsein poetischer Form erstreckt sich das, was zur Grundausrüstung philologischen Sinnes gehört.

Kein Wunder, daß Vorläufer und Verwandte des Pensches schon in antiker Zeit ihr Wesen treiben. Da möchte Ciceros Freund Publius Nigidius Figulus das Wort >frater< aus >fere alter< herleiten (Gellius 13, 10, 4). Sein Zeitgenosse Marcus Terentius Varro, der stilistisch nicht allzu ehrgeizige Vielwisseur der ausgehenden Republik, tadelt den Lucius Aelius Stilo, der behauptet hatte, >lepus< rühre von >levipes< her (Gell. 1, 18); Varro selbst wiederum war freilich überzeugt, daß >ornatus< von >os< und >natus< abzuleiten sei (de lingua latina 5, 29, 129). Und auch sein pädagogisch weiserer Erbe, Bischof Isidor von Sevilla, meinte es nur gut, als er in seiner Realenzyklopädie namens »Etymologiae« das Wort >lucus<, Hain,

analogisch vom Gegenteil herleitete, »quia umbra opacus parum luceat« (1, 29, 3) – übrigens ein direktes Zitat aus Quintilian (1, 6, 34), das seit langem zur spöttischen Formel »lucus a non lucendo« verdichtet ist. So gern wir über dergleichen Etymogelei lächeln, das brave Erklärungsmuster behält seinen Wert als Indiz, daß im Spielen und Spekulieren die Sprache besonders gut gedeiht. Der unermüdliche, unerbittliche Sprachdiagnostiker Karl Kraus hat gesagt: »Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück« – welch ein Ansporn, immer wieder aus verschiedenen Abständen hinzuschauen. Noch im Stammeln, Verhaspeln und verbalen Abarbeiten aneinander baut sich schließlich jeder aus Wörtern seine Welt.

Wie so vieles hat die Antike auch dies längst gewußt. Abenteuernd in ihrer begeisterten Lautsüchtigkeit haben die Griechen mit Wörtern oder Namen jongliert und Begriffswelten geschaffen; auch für die auf Regeln erpichteren Römer ist und bleibt der Kulturmensch in erster Linie ein ζῶον λόγον ἔχον. Am knappsten und vielleicht schönsten formuliert ist der Gedanke vom Epikureer Horaz, der beim Stichwort der Freundschaft mal eben die menschliche Zivilisation entstehen läßt, allein dank der Sprache:

*Cum prorepserunt primis animalia terris,
mutum et turpe pecus, glandem atque cubilia propter
unguibus et pugnis, dein fustibus, atque ita porro*

*pugnabant armis, quae post fabricaverat usus,
donec verba, quibus voces sensusque notarent,
nominaque invenere; dehinc absistere bello,
oppida coeperunt munire et ponere leges,
nequis fur esset neu latro neu quis adulter.*
(Sat. 1,3)

In der klugen Übersetzung von Rudolf Helm:

*Als aus der frühesten Erde die Lebewesen entschlüpfen,
Stumm noch und häßlich wie Vieh, da stritt man
um Eicheln und Lager,
Erst mit Nägeln und Fäusten, mit Knütteln sodann
und so weiter
Mit den Waffen, die drauf das Bedürfnis ihnen
geschaffen,
Bis man für Dinge und Handlung Bezeichnungen fand,
um die Laute
Und Empfindung in Worte zu formen; vom Kampfe
zu lassen
Fing man da an und Städte zu baun und Gesetze
zu geben,
Daß sich nicht Diebe noch Räuber noch Störer der Ehe
mehr fänden.*

Wenn das keine anfängliche Bildung ist, die hier im Zeitraffer von acht Versen vorüberhuscht, was dann? Das sprachhistorische Gegenstück findet sich bei einem Blick ins Deutsche Wörterbuch. Dort errichtet sein Begründer Jacob Grimm 1860 höchstpersönlich

auf dem schönen alten Grundstück der ›Bildung‹ ein wohnliches Sinngebäude von vier Stockwerken, die er nach seiner Art mit lateinischen Äquivalenten belegt: Zunächst ist Bildung imago, dann auch forma und species, als nächstes (erst seit etwa 1750) cultus animi und humanitas, schließlich (ungefähr seit Grimms eigener Zeit) formatio und institutio.

Daß Humanitas sprachlich verfaßt sein muß, daß also die ›gebildeten Stände‹, an die schon Schleiermacher und Fichte in Buchtiteln appellieren, ihre Sonderstellung weniger einem materiellen Vorteil, sondern vor allem dem geschärften Bewußtsein für den Umgang mit Wort und Rede verdanken, wird in der liberalen Atmosphäre Berliner Salons, an der auch Jacob Grimm partizipierte, eigentlich als selbstverständlich angesehen. »Der wahre Zweck des Menschen [...] ist die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen«, erklärt noch so ein preußischer Kulturbürger, Wilhelm von Humboldt, mit 25 Jahren. Daß dieses Ideal allseitiger Selbstformung in reflektierter Ausdrucksfähigkeit gründet, mußte man nicht mehr eigens hinzufügen.

Dabei kann das sogar ein eminent Sprachbewußter aus dem Blick verlieren. Martin Heidegger hat aus dem Concetto des Novalis, daß die Sprache »sich blos um sich selbst bekümmert«, sein Mantra »Die Sprache spricht« destilliert und von ihm aus zu orakeln begonnen, Sprache sei »lichtendverbergende Ankunft des Seins selbst«. Demgegen-

über lohnt es sich vielleicht doch, in Erinnerung zu bringen, daß sich Humboldt als Schüler der Aufklärung von solchem Geschehenlassenmüssen und tendentiell entmündigendem Mystizismus nie anstecken ließ: Bewußter als die meisten hat er ein Leben lang die Sprache gerade in ihrer unüberschaubaren Vielfalt als Kontinuum des Humanen begriffen und ihr um der Bildung willen nachzudenken versucht.

An dergleichen kulturhistorische Einzelheiten könnte sich erinnern, wer das heutige Verhältnis von Sprache und Bildung umrißhaft in den Blick zu bekommen versucht. Fast jede der erwähnten Ansichten scheint nämlich zur gegenwärtigen Theorie und Praxis quer zu stehen. Wohl braucht man nicht gleich einen Zweck des Menschen zu postulieren. Aber daß das Ringen um Ausdruck als Arbeit am Gedanken (sofern man noch weiß, was das bedeuten könnte) etwas mit Humanität zu tun hat, wie Sprache individuellen Charakter und bürgerliches Miteinander erst ermöglicht und welch fundamentaler Wert um dieser Ziele willen dem Spiel mit Wörtern und der Freude an Lauten zukommt, all dies wird im öffentlichen Bewußtsein nahezu völlig verdrängt.

Von Sprachfreude ist sowieso kaum je die Rede, und an die Stelle so verdächtig vollmundiger Begriffe wie Humanität und Bildung sind um der scheinbaren Transparenz und Freiheit von Bevormundung willen nüchterne, nach Möglichkeit meßbare Größen

wie etwa das Wissen getreten. Dessen Akkumulation kann man je nach geistiger Wetterlage feiern oder fürchten, sein Vorhandensein suggeriert beruhigende Konkurrenzvorteile, und sollte einmal etwas damit schiefgehen, ist immer ein Experte greifbar, der wenigstens die nötigen Vokabeln kennt; in schweren Fällen bittet man um einen Termin beim Epistemologen. Sprache als geistige Atmosphäre und schöpferischer Impuls, als Anreiz und Aufgabe läßt sich, so scheint es, weitgehend delegieren – in der noch immer gängigsten Sozialtheorie jedenfalls ist die Macht des Wortes virtuos ausgeblendet. Demokraten als Glieder der Wissensgesellschaft sollen da ihre gesellschaftliche Existenz (oder reicht uns für derlei vage Beschreibung etwa noch das ausgeleierte Wort Diskurs?) durch kommunikatives Handeln gestalten, in dem das gemeinsame Bemühen um Wahrheit immer schon vorausgesetzt ist. Ein derart zur Trainingshalle kollektiver Vernunft ernüchtertes Ideal der Öffentlichkeit stellt die Lust am formulierenden Überzeugen, selbst an der Frischluft guten Stils, unter den Generalverdacht der Manipulation und verbannt zugleich jedes ungesteuert freie Spiel der Wortkräfte ins Zwielficht des folgen- und somit nutzlosen Allotrias. Allerdings: Wer spricht, trägt Verantwortung; was ich sage, kann also prinzipiell gegen mich verwendet werden. Diese freudlose, ja angstbesetzte Einstellung hat sich in Sachen des Wortausdrucks während der vergangenen Jahrzehnte zur öffentlichen Normalität entwickelt.

Aus solchen und ähnlichen Gründen mutet das Eintreten für gehaltvollen Ausdruck, zunächst im Deutschen, momentan beklagenswert sektiererisch an. Die intellektuelle Kritik der Rede und Schreibe liegt fast gänzlich brach – rühmenswerte Ausnahmen wie die Bücher des Freiburger Germanisten Uwe Pörksen bestätigen es eher noch. Daß mancherorts für amüsante Ausflüge zwischen Dativ und Genetiv Eintrittspreise wie beim Kabarett verlangt werden, daß anderswo keine 25 Zeilen Sprachglosse mit flinken Ad-hoc-Meinungen der Pflicht genügen müssen, sind nur Randsymptome der Notlage. Die öde, geduckte Verlautbarungsprosa aus Wirtschaft, Politik und Akademie – denken Sie nur an die geradezu realsatirisch anmutende Terminologie der unvermeidlichen Förderungsanträge – scheint teufelskreisartig auch die Medien zu erfassen, um dann, anstatt geläutert zu werden, eilig wiedergekaut den nächsten Umlauf zu beginnen. Ähnlich wie es im Sport regelmäßig um die Bezichtigung neuer Dopingsünder geht, beschäftigt sich die Öffentlichkeit bei Fragen der Wortwahl fast nur noch mit der rituell ablaufenden Skandalisierung politischer Inkorrektheiten. Sich äußern ist riskant; wer Pech hat, dessen Sprachprägung wird vielleicht als »Unwort des Jahres« angeprangert. Also redet man lieber halblaut, en passant, unauffällig. Historisch angestaute Pathosscheu, Flüchtigkeit und fast völliger Mangel an Stilempfinden lassen in unheiliger Allianz die Sprache vergrauen.